



Annie Ernaux

Das Ereignis



Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1525 der Bibliothek Suhrkamp

Annie Ernaux
Das Ereignis

Aus dem Französischen
von Sonja Finck

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel
L'Événement bei Gallimard, Paris

Erste Auflage 2021

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2021

© Éditions Gallimard, 2000

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-22525-7

Das Ereignis

Mein doppelter Wunsch: daß das Ereignis
zum Geschriebenen werde.
Und das Geschriebene Ereignis sei.
Michel Leiris

Wer weiß, ob Erinnerung nicht bedeutet,
auf den Grund der Dinge zu sehen.
Yūko Tsushima

Ich stieg an Barbès aus. Wie beim letzten Mal standen unter der Hochbahn Männer in Gruppen zusammen. Die Leute auf dem Bürgersteig trugen rosa Einkaufstüten von Tati. Ich nahm den Boulevard de Magenta, erkannte das Bekleidungsgeschäft Billy mit den Anoraks, die vor dem Laden hingen. Eine Frau kam mir entgegen, sie trug groß gemusterte schwarze Nylonstrümpfe an den kräftigen Beinen. Die Rue Ambroise-Paré war bis zum Krankenhausbereich fast menschenleer. Ich betrat das Haus »Elisa« und folgte dem Gewölbengang. Beim ersten Mal war mir der Konzertpavillon draußen im Hof hinter der Fensterfront nicht aufgefallen. Ich fragte mich, wie ich das alles danach sehen würde, auf dem Rückweg. Ich schob die Tür 15 auf und stieg die Treppe hoch in den zweiten Stock. An der Rezeption der Teststelle gab ich das Kärtchen mit meiner Nummer ab. Die Frau kramte in einer Schublade und zog einen Umschlag aus festem Papier hervor, darin Unterlagen. Ich streckte die Hand aus, aber sie gab ihn mir nicht. Sie legte ihn vor sich auf den Schreibtisch und sagte, ich solle mich setzen, man werde mich aufrufen.

Das Wartezimmer war in zwei Bereiche unterteilt. Ich wählte den, der näher an der Tür zum Sprechzimmer lag, wo auch mehr Leute saßen. Ich begann die Klassenarbeiten zu korrigieren, die ich mitgebracht hatte. Gleich nach mir überreichte eine sehr junge Frau mit langem blondem Haar ihre Nummer. Ich vergewisserte mich, dass man auch ihr den Umschlag nicht aushändigte, dass man auch sie aufrufen würde. Es warteten bereits, weit auseinander sitzend, ein Mann um die dreißig, modisch gekleidet und mit dünner werdendem Haar, ein Walkman hörender junger Schwarzer und ein Mann um die fünfzig mit verlebtem Gesicht, der auf seinem Stuhl zusammengesunken war. Nach der blonden jungen Frau traf noch ein vierter Mann ein, er nahm entschlossen Platz und zog ein Buch aus seiner Aktentasche. Danach ein Paar: sie in Leggings und mit Schwangerschaftsbauch, er in Anzug und Krawatte.

Auf dem Tisch lagen keine Zeitschriften, nur Prospekte über den notwendigen Konsum von Milchprodukten und »das Leben mit HIV«. Die Frau des Paares redete auf den Mann ein, stand auf, umarmte und streichelte ihn. Er saß stumm da, reglos, die Hände auf einen Regenschirm gestützt. Die blonde junge Frau hielt den Blick gesenkt, die Lider fast geschlossen, eine Lederjacke gefaltet auf den Knien, sie wirkte wie versteinert. Zu ihren Füßen standen eine große Reisetasche und ein kleiner Rucksack. Ich fragte mich, ob sie mehr

Gründe hatte, Angst zu haben, als die anderen. Vielleicht kam sie das Ergebnis abholen, bevor sie übers Wochenende wegfuhr oder zu ihren Eltern in die Provinz. Die Ärztin trat aus dem Sprechzimmer, eine schlanke junge Frau voller Elan, mit rosa Rock und schwarzen Nylonstrümpfen. Sie sagte eine Nummer. Niemand reagierte. Es war jemand aus dem Wartebereich nebenan, ein junger Mann, der schnell an mir vorbeilief, ich sah nur eine Brille und einen Pferdeschwanz.

Der junge Schwarze wurde aufgerufen, dann wieder einige Leute aus dem anderen Bereich. Niemand sprach oder rührte sich, außer der Frau des Paares. Wir alle blickten nur auf, wenn die Ärztin in der Tür des Sprechzimmers erschien oder jemand herauskam. Wir folgten der Person mit den Augen.

Das Telefon klingelte mehrmals, Termine oder Auskünfte zu den Sprechzeiten. Einmal holte die Rezeptionistin einen Biologen an den Apparat, damit er eine Frage beantwortete. Er sagte mehrmals: »Nein, der Wert ist normal, völlig normal.« Die Worte hallten in der Stille nach. Die Person am anderen Ende der Leitung war sicher HIV-positiv.

Ich war mit dem Korrigieren der Klassenarbeiten fertig. Ich sah immer wieder dieselbe Szene vor mir, verschwommen, ein Samstag und Sonntag im Juli, die Bewegungen

der körperlichen Liebe, die Ejakulation. Wegen dieser Szene, die ich monatelang vergessen hatte, saß ich hier. Die Umarmungen und Gesten der nackten Körper erinnerten mich jetzt an einen Totentanz. Es kam mir vor, als wäre dieser Mann, den wiederzusehen ich lustlos zugestimmt hatte, nur aus Italien angereist, um mich mit Aids anzustecken. Trotzdem konnte ich keine Verbindung herstellen zwischen alledem, dem Akt, der Wärme der Haut und des Spermas, und der Tatsache, dass ich jetzt hier saß. Mir ging durch den Kopf, dass Sex nie etwas mit allem anderen zu tun haben würde.

Die Ärztin rief meine Nummer auf. Noch bevor ich ihr Büro betrat, lächelte sie mir breit zu. Ich nahm das als gutes Zeichen. Während sie die Tür schloss, sagte sie schnell, »es ist negativ«. Ich musste lachen. Was sie in dem anschließenden Gespräch sagte, interessierte mich nicht. Sie wirkte fröhlich, wie eine Verbündete.

Ich lief die Treppe hinunter, so schnell ich konnte, legte den Weg in umgekehrter Richtung zurück, ohne mich umzublicken. Ich sagte mir, dass dies eine weitere Rettung war. Ich hätte gern gewusst, ob das auch für die blonde junge Frau galt. An der Metrostation Barbès standen die Leute einander auf den Bahnsteigen gegenüber, dicht gedrängt, dazwischen die rosa Flecken der Tüten von Tati.

Mir wurde bewusst, dass ich mich in dem Moment im Hôpital Lariboisière genauso gefühlt hatte wie 1963 beim Warten auf das Verdikt von Doktor N., dasselbe Entsetzen, dieselbe Ungläubigkeit. Mein Leben erstreckt sich also zwischen der Knaus-Ogino-Verhütungsmethode und dem Kondom zu einem Franc aus dem Automaten. Dies ist eine gute Möglichkeit, es zu beschreiben, eine bessere sogar als andere.

Im Oktober 1963 wartete ich in Rouen über eine Woche darauf, dass meine Tage kamen. Es war ein sonniger, warmer Monat. Ich fühlte mich schwer und verschwitzt in meinem zu früh hervorgeholten Mantel, vor allem in den Kaufhäusern, durch die ich schlenderte, um Nylonstrümpfe zu kaufen, während ich darauf wartete, dass die Vorlesungen wieder anfangen. Wenn ich in das Studentinnenwohnheim in der Rue d'Herbouville zurückkehrte, hoffte ich jedes Mal, einen Fleck in meinem Schlüpfen zu entdecken. Ich begann abends in meinen Kalender zu schreiben, in Großbuchstaben und unterstrichen: NICHTS. Nachts wachte ich auf und wusste sofort, dass da »nichts« war. Im Jahr zuvor hatte ich um dieselbe Zeit herum begonnen, einen Roman zu schreiben, das kam mir jetzt sehr weit weg vor, wie etwas, das sich nicht wiederholen würde.

An einem Nachmittag ging ich ins Kino und sah mir einen italienischen Schwarz-Weiß-Film an, *Il posto*. Er war langsam erzählt und traurig, es ging um das Leben eines jungen Mannes und seine erste Arbeitsstelle in

einem Büro. Der Saal war fast leer. Während ich die magere Gestalt des kleinen Angestellten im Regenmantel betrachtete, die Demütigungen, die er erlitt, wusste ich angesichts der absoluten Trostlosigkeit des Films, dass meine Tage nicht kommen würden.

An einem Abend ließ ich mich von einigen Mädchen aus dem Wohnheim mit ins Theater nehmen, sie hatten eine Eintrittskarte übrig. Es wurde *Geschlossene Gesellschaft* von Sartre gespielt, und ich hatte noch nie ein zeitgenössisches Stück gesehen. Es war ausverkauft. Ich betrachtete die Bühne, weit weg, grell erleuchtet, und dachte die ganze Zeit, dass ich meine Tage nicht hatte. Ich erinnere mich nur noch an die Figur der Estelle, blond, im blauen Kleid, und an den Diener in Livree, mit roten, lidlosen Augen. In meinen Kalender schrieb ich: »Großartig. Wäre da nur nicht diese REALITÄT in meinem Unterleib.«

Ende Oktober hörte ich auf zu glauben, dass sie noch kommen würden. Ich ließ mir für den 8. November einen Termin bei einem Gynäkologen geben, Doktor N.

Allerheiligen fuhr ich wie immer zu meinen Eltern. Ich befürchtete, meine Mutter würde mich zu der Verzögerung befragen. Ich war sicher, dass sie jeden Monat

beim Sortieren der schmutzigen Wäsche, die ich nach Hause brachte, meine Schlüpfers inspizierte.

Als ich am Montagmorgen aufstand, war mir flau im Magen und ich hatte einen merkwürdigen Geschmack im Mund. In der Apotheke gab man mir Hepatoum, einen dicken grünen Sirup, von dem mir noch schlechter wurde.

O., ein Mädchen aus dem Wohnheim, schlug vor, ich könne an ihrer Stelle an der katholischen Privatschule Saint-Dominique Französisch unterrichten. Es war eine gute Gelegenheit, etwas zu meinem Stipendium dazuzuverdienen. Die Mutter Oberin empfing mich mit der Anthologie *Lagarde et Michard* für das 16. Jahrhundert in der Hand. Ich erklärte, dass ich noch nie unterrichtet hätte und mich davor fürchtete. Das sei normal, sie selbst habe ihre Philosophieklassen zwei Jahre lang ausschließlich mit gesenktem Blick betreten können. Mir gegenüber auf ihrem Stuhl mimte sie die Erinnerung. Ich sah nur noch den verschleierte Kopf. Als ich ihr Büro mit dem *Lagarde et Michard*, den sie mir geliehen hatte, verließ, stellte ich mir vor, ich stünde vor einer zehnten Klasse, den Blicken der Schülerinnen ausgesetzt, und mir wurde übel. Am nächsten Tag rief ich die Mutter Oberin an und sagte ab. Sie erwiderte unwirsch, ich solle ihr das Schulbuch zurückbringen.

Am Freitag, den 8. November, begegnete ich auf dem Weg zur Place de l'Hôtel-de-Ville, wo ich den Bus zu Doktor N. in der Rue La Fayette nehmen wollte, Jacques S., einem Studenten der Literatur und Sohn eines Fabrikanten aus der Gegend. Er fragte, was ich am linken Ufer der Seine zu tun habe. Ich antwortete, ich hätte Magenschmerzen und wolle zu einem Stomatologen. Er korrigierte mich entschieden: Ein Stomatologe sei nicht für Magenleiden zuständig, sondern für Infektionen der Mundhöhle. Aus Angst, er könnte wegen meines Fehlers Verdacht schöpfen und mich zur Arztpraxis begleiten wollen, ließ ich ihn, als der Bus kam, abrupt stehen.

In dem Moment, als ich von der Liege stieg und mir mein großer grüner Pulli über die Oberschenkel fiel, sagte der Gynäkologe, ich sei höchstwahrscheinlich schwanger. Was ich für eine Magenverstimmung gehalten habe, sei Morgenübelkeit. Er verschrieb mir trotzdem Spritzen, die meine Menstruation auslösen sollten, schien aber selbst nicht an ihre Wirkung zu glauben. An der Tür grinste er jovial, »Kinder der Liebe sind immer die schönsten«. Ein grauenhafter Satz.

Ich ging zu Fuß zurück zum Wohnheim. Im Kalender steht: »Ich bin schwanger. Wie schrecklich.«

Anfang Oktober hatte ich mehrmals mit P. geschlafen, einem Studenten der Politikwissenschaften, den ich in den Sommerferien kennengelernt und daraufhin in Bordeaux besucht hatte. Ich wusste, dass ich mich nach dem Knaus-Ogino-Kalender in einer riskanten Phase befand, aber ich glaubte nicht, dass sich da etwas in mir »einnisten« könnte. In der Liebe und der Lust hatte ich nicht das Gefühl, mein Körper unterscheide sich grundsätzlich von dem eines Mannes.

Alle Bilder meines Aufenthalts in Bordeaux – das Zimmer am Cours Pasteur mit dem ständigen Autolärm, das schmale Bett, die Terrasse des Café Montaigne, das Kino, in dem wir uns einen Historienfilm, *Der Raub der Sabinerinnen*, ansahen – bedeuteten nur noch eins: Ich war dort gewesen, ohne zu wissen, dass ich gerade schwanger wurde.

Am Abend gab mir die Krankenschwester des Studentenwerks kommentarlos eine Spritze, am nächsten Morgen eine zweite. Wegen des Feiertags am 11. November war es ein langes Wochenende. Ich fuhr zu meinen Eltern. Irgendwann floss ein hellrotes Rinnsal aus mir heraus. Ich legte den Schlüpfer und die befleckte Leinwandhose gut sichtbar auf den Haufen schmutziger Wäsche. (Kalender: »Eine kurze, folgenlose Blutung. Genug, um meine Mutter zu täuschen.«) Zurück in Rouen

rief ich Doktor N. an, der mir meinen Zustand bestätigte und ankündigte, er werde mir die Schwangerschaftsbescheinigung schicken. Ich bekam sie am nächsten Tag. Entbindung von: *Mademoiselle Annie Duchesne*. Voraussichtlicher Termin: 8. Juli 1964. Ich sah den Sommer, die Sonne. Ich zerriss die Bescheinigung.

Ich schrieb P., dass ich schwanger sei und es nicht behalten wolle. Beim Abschied hatten wir nicht gewusst, wie es mit uns weitergehen würde, und ich fand es befriedigend, seine Sorglosigkeit zu stören, auch wenn ich mir keine Illusionen darüber machte, dass er meine Entscheidung abzutreiben mit großer Erleichterung aufnehmen würde.

Eine Woche später wurde Kennedy in Dallas ermordet. Aber dafür konnte ich schon kein Interesse mehr aufbringen.

Die folgenden Monate sind in ein Dämmerlicht getaucht. Ich sehe mich unablässig durch die Straßen laufen. Jedes Mal, wenn ich später an diese Zeit zurückdachte, kamen mir literarische Ausdrücke in den Sinn,